

„1968“ in arabischer Literatur

Sollte man bei einer Betrachtung arabischer Literatur unter dem 68er-Aspekt mit dem Marokkaner Muhammad Safsâf (1945-2001) beginnen? Oder mit Muhammad Schukri (1935-2003)? Haben sie doch – wohl greller als andere arabische AutorInnen – gewisse Phänomene zum Gegenstand ihrer literarischen Arbeiten gemacht, die jedenfalls im Westen oft mit der 68er-Bewegung, mit dem „Leben nach 68“ verbunden werden: die Abkehr von bürgerlicher, von „normaler“ Existenz, den „Ausstieg“ also, untermalt von freier, auch homosexueller Liebe und Drogenkonsum; ausserdem das Interesse an „randständigen Gruppen“. Muhammad Safsâf hat in einigen seiner Werke, zum Beispiel im Roman *Der Fuchs, der erschien und verschwand* oder in der Erzählung „Ein dauernder Sommer“ diese Themen aufgegriffen. Auch wenn beide Arbeiten erst aus den 1980er Jahren stammen, tragen sie doch den Stempel einer international als 68er-Bewegung bekannten Tendenz, der Muhammad Safsâf auch persönlich zuneigte, wenngleich die Verwirklichung in Marokko nichts vom leichten Charme der Blumenkinderexistenz in San Francisco hatte. Seine Werke zeigen das. Seine (kurzen) Romane und Erzählungen sind voller Randfiguren, wie er selbst eine war, materiell und gesellschaftlich marginalisiert: Hippies, Prostituierte, Gammler, Schmuggler, arme Poeten, notleidende Bauern, Bewohner der bescheidenen Grossstadtviertel oder gar Bidonvilles undsoweiter, eine Auswahl also, nicht gerade geeignet, einen freudvollen Blick der Obrigkeit auf den Autor zu lenken. Insgesamt gelten Muhammad Safsâfs Romane zwar als thematisch, sprachlich und stilistisch bahnbrechend und wegweisend für die arabophone marokkanische Literatur. Aber Muhammad Safsâf sah sich selbst nicht als „Modernist“. Diesen Ausdruck verstehe er nicht, sagte er in einem Interview im Jahre 1995, und was beispielsweise der berühmte Dichter Adonis über die Moderne von sich gebe, sei nur Gebrabbel. Literarisches Schreiben sei für ihn zunächst ein vergnüglicher kreativer Prozess mit dem Ziel, etwas mitzuteilen. Als zweites Ziel komme hinzu, Fehler aufzuzeigen, natürlich in der Hoffnung, dass diese beseitigt würden, eine Funktion der Literatur, wie sie sich schon bei *Kalila und Dimna* finde, der alten Fabelsammlung, die, aus dem Indischen stammend, in der arabischen Welt (und später auch anderswo) einen bemerkenswerten Eindruck hinterlassen hat.

Vielleicht ist es also sinnvoller, moderne arabische Literatur nicht an inhaltlich doch sehr stark westlich inspirierten Tendenzen anzuhängen, sondern ihre eigene Entwicklung während der 60er Jahre für die literarischen Veränderungen zugrunde zu legen, eine Entwicklung, die existenziell aber nicht die gesamte arabische Welt erfasst hat und deshalb im Maghreb, zumal in Marokko, auch weniger fassbar ist.

Wann die moderne arabische Literatur beginnt, ist eine immer noch vieldiskutierte Frage, und es gibt darüber unterschiedliche Ansichten: Ende des 19., Anfang des 20. Jahrhunderts, oder vielleicht erst zur Zeit des Zweiten Weltkriegs? Manchmal werden sogar die 60er Jahre des vergangenen Jahrhunderts als ihr eigentlicher Beginn genannt. Für jeden dieser Vorschläge gibt es gute Gründe und werden Titel oder Autoren angeführt, die den Beginn der modernen oder zeitgenössischen arabischen Literatur von Weltformat markieren sollen.

Roman und Kurzgeschichte, Prosagedicht in freiem Reim und Rhythmus und Theaterstück, all das und vieles andere hatte längst vor den 1960er Jahren Eingang in die arabische Welt gefunden, war dort übernommen und weiterentwickelt worden. Und so war die arabische Literatur trotz des eigenen historischen Gewichts, das an ihr hängt, schon lange eine Literatur wie viele andere geworden, in der, manchmal mehr, manchmal weniger erfolgreich, der Mensch, sein Leben, sein Schicksal, sein Denken, seine Welt mit sprachlich-stilistischen Mitteln gestaltet wurde. Es war eine Literatur, die sich aber während und seit den 60er Jahren vielfältig gewandelt und verändert hat. Und inzwischen fällt es nicht mehr leicht, im Singular von arabischer Literatur zu reden, die sich immerhin, wie die arabische Welt, von Mauretanien bis Oman erstreckt und zu der auch noch zahlreiche Orte des Exils gehören.

Die Entwicklungen der 1960er Jahre, ganz besonders die Ereignisse des Jahres 1967 (also eben nicht 1968!) mit der verheerenden Niederlage gegen Israel im Junikrieg, haben erschreckt und beunruhigt – und zum Umdenken veranlasst. 1967 ist zum Ausgangspunkt für die Entwicklung der Gegenwart in der arabischen Welt geworden – auch ihrer Literatur.

Die Wirklichkeit, die bis dahin Gültigkeit gehabt hatte, so eine verbreitete Meinung, die der Ägypter Edwar al-Charrat (geb. 1926) für die Literatur ausgearbeitet hat, habe sich durch die Vorgänge der sechziger Jahre als brüchig, ihre Ideologien als fragwürdig erwiesen, und diese Veränderung habe auch nach neuen Textstrategien verlangt. Angesichts der gewandelten Situation, so die Forderung und das Anliegen zahlreicher Autoren in der gesamten arabischen Welt, seien der Umgang mit dem literarischen Wort und das Verhältnis zu jener fragwürdig gewordenen Wirklichkeit neu zu überdenken. Der bisherige Realismus, die facettenreiche, manchmal etwas romantisierende, manchmal etwas moralisierende Darstellung eines vielfältigen Lebenstableaus mit dem Anspruch, „Wirklichkeit“ abzubilden, müsse überwunden werden; denn allzu vieles bleibe hinter dieser Wirklichkeitsdarstellung ungesehen und ungesagt. So begann in der zweiten Hälfte der 1960er Jahre eine Ausweitung des literarischen Umgangs mit der Wirklichkeit und mit der Phantasie – thematisch und sprachlich. Es begann die eigentliche Moderne in der arabischen Literatur, die Abnabelung von den Gründervätern, die seit etwa dem Ersten Weltkrieg die neue arabische Literatur geschaffen hatten. Es geht bei dieser Neuorientierung im wesentlichen darum, das Schreiben schärfer zu akzentuieren, es mehr nach innen, auf das emotionale Leben der Figuren, auszurichten, oder es mehr nach aussen, auf ihr soziales Leben oder auf Dinglichkeit hin, zu orientieren; es auch „mythisch“ zu machen, das heisst, Elemente der religiösen Kultur, der Volkstradition, der älteren arabischen Kultur und Literatur heranzuziehen; oder auch im Schreiben auf die eine oder andere Art Wirklichkeit zu verzerren oder zu ironisieren, um gewisse Phänomene greller erscheinen zu lassen.

Die Folgen zeigen sich somit in verschiedenen Bereichen literarischen Schaffens, die nicht immer so sauber trennbar sind, wie es in einer kurzen Darstellung wie der vorliegenden den Anschein hat.

Eine solche Folge ist das Verschwinden oder der Zusammenbruch von Personen und Ideen, von Helden mit Vorbildcharakter, von Ideen mit Leitfunktion, ja sogar von klar definierten Feinden.

Als Beispiel für den Verlust einer Leitfigur diene der Hinweis auf eine Kurzgeschichte der Ägypterin Salwa Bakr (geb. 1949), „Sainât beim Präsidentenbegräbnis“. Auch wenn diese erst aus den 80er Jahren stammt, nimmt sie doch das zentrale Thema vom Verlust der Vaterfigur auf. Sainât, eine Ägypterin aus der eher unterprivilegierten Schicht, wendet sich immer wieder brieflich an den Präsidenten (gemeint ist Abdel Nasser), um ihn auf ihre und anderer prekäre Lebenssituation aufmerksam zu machen. Sie kann zwar bescheidene Verbesserungen erreichen, indem sie eine minime Rente erhält, doch ihre noch weitergehenden Erwartungen werden schliesslich nicht erfüllt, da der Präsident stirbt und Sainât, halb wahnsinnig vor Enttäuschung, beim Begräbnis festgenommen wird.

Die Enttäuschung mit der Vaterfigur, auf die man so viele Hoffnungen gesetzt hat, wird schon in einem jener Romane thematisiert, die als Schlüsselromane für die neue Tendenz gelten: *Seini Barakat – Diener des Sultans, Freund des Volkes* von Gamal al-Ghitani (geb. 1945) aus dem Jahr 1974. Hier stösst der neuernannte Muhtasib, der oberste Magistrat in der Stadt Kairo Anfang des 16. Jahrhunderts, die geknechteten, aber hoffnungsvollen Menschen durch sein langsam repressiv oder doch undurchsichtig werdendes Verhalten immer mehr vor den Kopf. Am Ende ist er nicht mehr der Seini Barakat, der angetreten war, Gerechtigkeit walten zu lassen und sich so klar von allen Vorgängern abzusetzen.

Bis tief ins Existenzielle reicht diese Verunsicherung durch die neuen Entwicklungen. Der Algerier Tahar Wattâr (geb. 1936) beschreibt in seinem Roman *Das Erdbeben* (1974) eine als wankend und schwankend wahrgenommene Welt, der die traditionelle Festigkeit abhanden gekommen ist, auch wenn dieses Schwanken ironisch gelesen werden kann, da es von einem Scheich verspürt wird, der

seinen Besitz den Verstaatlichungstendenzen entziehen möchte, die für ihn die „neue Welt“ verkörpern.

Auch der Westen als Orientierungspunkt, als Ziel der Sehnsucht, hat – aufgrund der Rolle, die er in der Politik der arabischen Welt spielt – weitgehend ausgedient. Drastisch deutlich wird das in *Der Prüfungsausschuss* (1981) des Ägypters Sonallah Ibrahim (geb. 1937), ein Text, der als scharfe Abrechnung mit einheimischen Regimes und deren westlichem Rückhalt gelesen werden darf. Der Ausschuss, dem sich der Erzähler stellt, um in seiner Karriere weiterzukommen, wird von einem „Blonden“ präsiert, der ihn einem Homotest unterzieht und vor dem er ein Kurzreferat über die grossartigste Errungenschaft der Menschheitsentwicklung hält. Diese sieht er in Coca Cola verwirklicht.

Noch einen Schritt weiter geht der Palästinenser Emil Habibi (1921-1996) in seinem Roman *Der Peptimist*, einem der kunstvollsten und gleichzeitig schwierigsten Romane der zeitgenössischen arabischen Literatur. Darin sieht sich der Erzähler in seiner Existenz – als Palästinenser in Israel – immer mehr zurückgedrängt. Schliesslich findet er sich wie ein Säulenheiliger auf einem Pflock wieder – in Erwartung der Ausserirdischen, da er von den Irdischen nichts mehr zu seiner Rettung erhofft.

Natürlich haben Werke wie die aufgeführten Vorläufer in früheren Jahrzehnten, jedoch hat sich die Darstellung verändert, ist die Kritik ungleich schärfer geworden.

Dies führt auch zu einer veränderten Darstellung. Infrage gestellt werden durch viele seit den 1960er Jahren verfasste Werke auch Stil und Sprache der Vorgänger.

Selbst ein Autor wie Nagib Machfus (1912-2006), der damals schon mitten in seinem Schaffen stand, veränderte in der Folge der politischen und sozialen Umwälzungen der späten 60er Jahre, zumal in Ägypten, seinen Stil und verfasste ein paar Erzählungen mit völlig surrealem Inhalt, Reflexion des Gefühls, dass die Vorgänge auf dieser Welt nicht mehr den bisher akzeptierten Regeln menschlicher Logik folgen. Das offenbaren einige Erzählungen des ägyptischen Nobelpreisträgers von 1968 ebenso wie der schon erwähnte Roman Sonallah Ibrahims, in dem der Protagonist sich am Ende aus Frustration selbst zu verzehren beginnt.

Zur neuen Darstellungsweise gehört auch eine „mythische“ Tendenz, das heisst der Rückgriff auf literarische und andere Überlieferungen. Möglicherweise ist diese Tendenz die spezifischste Nach-68er-Tendenz gewesen, wobei der Umgang mit der vorhandenen Tradition sehr unterschiedliche Formen annehmen konnte und bis heute annimmt.

Gamal al-Ghitani hat in seinem *Seini Barakat* eine historische Figur, weitgehend die modifizierte Sprache ägyptischer Historiografie und schliesslich auch die Komposition „mittelalterlicher“ arabischer Überlieferung übernommen, um eine herbe Kritik an politischen Hoffnungsträgern oder eine tiefe Enttäuschung an ihnen zum Ausdruck zu bringen. Emil Habibi hat sich im *Peptimist* in teils zynischer Weise der literarischen und historiografischen Überlieferung bedient, sich zum Teil auch einfach lustig gemacht über Dinge, die in einer anderen Zeit noch zum Buchstabenwert akzeptiert wurden, dort beispielsweise, wo er den Erzähler das überlieferte Noah'sche Lebensalter von mehreren hundert Jahren als faktisch richtig reflektieren lässt. Tahar Wattar hat in seinem Roman über die Erschütterung gar eine Koransure zum Ausgangspunkt nicht nur der Überlegungen der Hauptperson, sondern sozusagen zum „Basso continuo“ der gesamten Erzählung gemacht. Die Zitate aus jener 99. Sure begleiten die Reflexionen des Scheichs über den Zusammenbruch der alten Welt, die aber nicht im Weltuntergang, sondern in einer „neuen, sozialistischen Welt“ resultiert.

Diese stilistischen Mittel hatten zwar auch schon ihre Vorbilder – zum Beispiel in Taufiq al-Hakîms (1898-1987) Theaterstück „Die Männer in der Höhle“, in dem die Christen und Muslimen gemeinsame Legende der Siebenschläfer für eine neues Weltverständnis für die Araber nutzbar gemacht wird. Doch wird auch im Stilistischen das Vorgehen akzentuiert, verschärft und ironisiert oder gar ad absurdum geführt. Wie fruchtbar dieses Vorgehen des Rückgriffs auf Uraltes ist, diese

Frage darf man sich stellen. Jedenfalls sind die erfolgreichen Nachfolger nicht allzu zahlreich. Abdalrachmân Munif (1933-2004) hat es in seinem Roman *Am Rande der Wüste* versucht, indem er Tiergeschichten von al-Dschâhis (gest. 869) aufgenommen hat; der Syrer Haidar Haidar hat es mit tiefer Bitterkeit in seinem Roman *Klagelieder aus Heldentagen* weitergeführt, in dem er mit Zitaten aus dem Geschichtswerk des Tabari (gest. 923) zeigt, dass die Tyrannei eine arabische historische Konstante ist.

Auch die Sprache ist bei vielen anders geworden. Ja, nicht nur anders – prägnanter und knapper, oft schmuckloser als das Araber selbst, aber auch Nichtaraber aus der arabischen Literatur gewohnt sind – , sie wird auch Gegenstand der Reflexion, der Kritik, des Spottes. Sehr schön zu sehen in *Lieber Herr Kawabata*, einem Roman des Libanesen Raschîd al-Daïf (geb. 1945), der darin immer wieder traditionelle Ausdrücke aufnimmt, nur um sie an den Pranger der Schwülstigkeit und damit der Unangemessenheit für diese unsere Zeit zu stellen.

Es ist nicht leicht zu sagen, inwieweit die angesprochenen neuen oder verstärkten Phänomene im Inhaltlichen und im Stilistischen der arabischen Literatur „nur“ individuelle Besonderheiten der Zeit seit den 60er Jahren sind, die von ein paar eifrigen Literaturwissenschaftlern systematisiert und zu definitiven Bewegungen zurechtinterpretiert wurden. Dies umso weniger als die einschlägige Debatte wohl ganz besonders in Ägypten geführt und am Beispiel der ägyptischen Literatur exemplifiziert wird/wurde. Im Libanon beispielsweise scheint der Diskurs anders zu verlaufen und ist wohl mehr an Entwicklungen und Stilen orientiert, die nicht die 1960er Jahre zum Wendepunkt machen. Dort ist schon in den 50er Jahren eine Richtung zuhause, die sich in Ägypten nicht ein gleicher Weise findet, der Existenzialismus. Ausserdem ist dort ein wesentlicher Wendepunkt – sicher im Inhaltlichen – der Bürgerkrieg (1975-1989/90) geworden, der die Brüchigkeit der Welt und des Menschen deutlich gemacht und zu einer Abwendung der früheren romantischen hin zu einer Art neorealistischen Tendenz geführt hat.

Und das führt eigentlich zurück zum Problem der Betrachtung arabischer Literatur als einer einheitlichen. Sie ist es im Hinblick auf die verwendete Sprache und gewisse verfügbare literarische und kulturelle Traditionen, ebenso im Hinblick auf verschiedene offiziell oder oppositionell vertretene Ideologien. Sie ist es aber nicht im Hinblick auf die historische und augenblickliche Erfahrungswelt der Bevölkerungen und ihrer Autoren und Autorinnen. Sie ist es auch nicht im Hinblick auf eine „Wendezeit 1960er Jahre“, die sich eben in den verschiedenen Teilen der arabischen Welt wenn überhaupt, dann sehr unterschiedlich gestaltet hat.

Hartmut Fähndrich, 20. Dezember 2007